

kirchen 1984); vgl. auch den Beitrag von O. Fuchs in diesem Heft.

<sup>27</sup> Vgl. H. Seibert, Gedanken zur theologischen Begründung gegenwärtiger Diakonie durch den Bezug auf die Diakonie Jesu – Ein Plädoyer für eine exegetisch orientierte Theologie der Diakonie, in: Th. Schober/H. Thimme (Hgg.), Theologie – Prägung und Deutung der kirchlichen Diakonie (Stuttgart 1982) 237–253; ders., Diakonie – Hilfenhandeln Jesu und soziale Arbeit des Diakonischen Werkes (Gütersloh 1983).

<sup>28</sup> Vgl. W. Huber, Kirche (Stuttgart/Berlin 1979) 106.

<sup>29</sup> Das heißt, ihnen ihre «Gemeinde»-Qualität unter Berufung auf das volksgemeinlich «Machbare» zu bestreiten. Vgl. dazu U. Duchrow, Was können wir von den Basisgemeinden in Brasilien lernen?: Pastoraltheologie 75 (1986) 229–248.

Norbert Mette

## Solidarität mit den Geringsten

Gemeindeaufbau durch tätigen  
Zeugnisdienst

Daß seit einiger Zeit innerhalb der deutschsprachigen praktisch-theologischen Diskussion der unverzichtbare Zusammenhang von Diakonie und Gemeinde verstärkt betont und dessen praktische Einlösung im kirchlichen Leben postuliert wird<sup>1</sup>, ist auf verschiedenerelei Entwicklungen sowohl in der Gesellschaft als auch in der Kirche zurückzuführen. Wenigstens stichwortartig sei verwiesen:

a) im gesellschaftlichen Bereich auf das Anwachsen einer durch soziostrukturelle und ökonomische Wandlungen bedingten Problemlage, von der vermehrt einzelne oder ganze Gruppen bzw. Klassen der Bevölkerung betroffen werden («neue Armut»), einerseits<sup>2</sup> und auf die neoliberal inspirierten Bestrebungen zu einer grundlegenden Veränderung des Sozialstaatskonzepts andererseits<sup>3</sup>;

b) im kirchlichen Bereich auf das aufgrund sich einstellender (finanzieller, personeller u. a.) Engpässe vermehrte Konfrontiert-Werden mit der Frage, ob der in der Nachkriegszeit vorange-

## HERMANN STEINKAMP

1938 in Gelsenkirchen-Buer geboren; Studium der Theologie, Philosophie und Soziologie in Münster, München, Bonn und Würzburg; 1966 Dr. phil.; 1972 Dr. theol. bei Wilhelm Dreier in Würzburg. 1968–1975 haupt- bzw. nebenamtlicher Dozent an der Akademie für Jugendfragen. Von 1969–1973 wissenschaftlicher Assistent am Institut für Christliche Sozialwissenschaft der Universität Würzburg; seit 1974 Professor für Pastoralsoziologie und Religionspädagogik in Münster. Veröffentlichungen u. a.: Gruppendynamik und Demokratisierung (1972); Jugendarbeit als soziales Lernen (1977); Sozialwissenschaft und Praktische Theologie (1983); Diakonie – Kennzeichen der Gemeinde (1985). Anschrift: Seminar für Pastoraltheologie und Religionspädagogik des Fachbereichs Kath. Theologie der Westf. Wilh.-Universität Münster, Johannisstr. 8–10, D-4400 Münster/Westf.

triebene Ausbau des diakonischen Engagements in der Gesellschaft nicht nur mittlerweile die Grenzen der eigenen vorhandenen Kapazitäten überschritten habe, sondern darüber hinaus, ob er überhaupt theologisch zu verantworten sei.

Vor diesem Hintergrund richten sich Erwartungen darauf, daß von der Ebene der kirchlichen Ortsgemeinden her, sofern sie sich ihrer unveräußerbaren Verantwortung für die Diakonie wieder stärker bewußt würden, ein doppelter Beitrag ausgehen könnte: zum einen daß hier die diakonische Präsenz der Kirchen in der Gesellschaft den erforderlichen Rückhalt (an Unterstützung und Glaubwürdigkeit) gewinne; zum anderen daß so ein Beitrag geleistet werde, die gesellschaftlichen Nahbereiche bzw. Lebenswelten zu kräftigen und damit wenigstens partiell der voranschreitenden Auflösung bzw. Zerstörung von Solidarstrukturen in der Gesellschaft entgegenzuwirken.

Allerdings wird das Plädoyer für eine verstärkte Integration von Diakonie und Gemeinde auch mit Zurückhaltung oder Widerstand verfolgt: So gibt es Befürchtungen, daß damit einer verhängnisvollen «Verkirchlichung» der Diakonie Vorschub geleistet würde. Oder es wird entgegeng gehalten, solche Vorstellungen seien Ausfluß sozialromantischer Träumereien, mit denen den komplexen Bedingungen der gesellschaftlichen Realität und einer angemessenen diakonischen Präsenz der Kirchen darin nicht gebührend Rechnung getragen werden könne. Skepsis wird darüber hinaus laut, ob der Ruf nach einer

«diakonischen Gemeinde» innerhalb der vorfindlichen kirchlichen Realität überhaupt Aussicht habe, gehört und praktisch umgesetzt zu werden.

Solche Skepsis und Befürchtungen sind nicht gänzlich unberechtigt. Sie machen darauf aufmerksam, daß es offenbar nicht ausreicht, Diakonie und Ortsgemeinde so, wie sie momentan sind, stärker miteinander verschränken zu wollen. Sollen solche gut gemeinten Versuche nicht bereits im Ansatz scheitern, muß gefragt werden, warum sich Diakonie und Ortsgemeinde faktisch so weit auseinanderentwickelt haben, wie es momentan weitgehend der Fall ist.

Der Nestor der deutschsprachigen Diakoniewissenschaft, P. Philippi, hat die These aufgestellt, daß das Bemühen, der Diakonie den ihr gebührenden Stellenwert in der Pastoral zukommen zu lassen, zu einem tiefgreifenden Paradigmenwechsel sowohl in konzeptioneller als auch in struktureller Hinsicht nötige; er hat ihn programmatisch als «Weg von der Parochie zum Gemeindeaufbau»<sup>4</sup> umrissen. Zur Begründung führt er an, daß die Vernachlässigung der Diakonie auf der Ebene der Ortsgemeinde keineswegs zufällig sei, sondern mit dem dort vorherrschenden Pastoralkonzept zusammenhänge. Dieses ziele nämlich vorwiegend auf die seelsorgliche Betreuung der in den «Pfarreien» erfaßten einzelnen Kirchenmitglieder. Von «Gemeinde» in einem qualifizierten Sinne könne hier nicht die Rede sein. Sie bilde sich erst dann, wenn – und in dem Maße, wie – die Diakonie als unverzichtbare Grunddimension kirchlichen Handelns zur praktischen Geltung komme.

Angeregt durch diese These soll im folgenden versucht werden, die Zusammengehörigkeit von Diakonie und «Gemeinde»-Aufbau zu be-

### *1. Die Marginalisierung der Diakonie in der Pastoral der Pfarrei*

Zumindest für den deutschsprachigen Raum dürfte die Feststellung nicht übertrieben sein, daß in weiten Bereichen der katholischen Pastoral weiterhin ein Grundkonzept dominiert, das «sakramentalistisch» geprägt ist: Da die Erlangung des Heils so gut wie ausschließlich als vom Empfang der Sakramente abhängig gesehen wird, gilt es als die zentrale Aufgabe der Seelsorge, die Menschen möglichst umfassend mit diesen Heilmitteln der Kirche in Berührung zu bringen. «Praktizieren im Sinn von Gottes-

dienstbesuch und Sakramentenempfang ist dann oberstes Leitmotiv.»<sup>5</sup>

Das hartnäckige Fortbestehen dieses «Sakramentalismus» dürfte vor allem auf zwei Ursachen zurückzuführen sein: Zum einen war er über Jahrhunderte hinweg Leitbild der Pastoral<sup>6</sup> und ist als solches dem «Kirchenvolk» vermittelt worden. Zum anderen scheint er den tief internalisierten Erwartungen, wie sie für die «Leutereligion» (P. M. Zulehner) kennzeichnend sind, sehr entgegenzukommen: vorab dem Bedürfnis, sich in kritischen Lebenssituationen mit Hilfe ritueller Vollzüge einer transzendent verbürgten Geborgenheit zu vergewissern<sup>7</sup>. Im übrigen läßt er sich durchaus auch mit einer vom säkularisierten Bewußtsein geprägten Nachfrage nach Religion in Einklang bringen<sup>8</sup>.

Die diesem Pastoralkonzept entsprechende Sozialform ist die «Pfarrei» als eine «von oben» her eingerichtete kirchenamtliche Institution zur geistlich-sakramentalen Betreuung der in einem umgrenzten Bezirk lebenden Kirchenmitglieder durch amtlich bestellte Seelsorger. Dem liturgisch-sakramentalen Bereich kommt in ihrer pastoralen Praxis der eindeutige Vorrang zu; alle anderen Aktivitäten sind darauf hingeeordnet und erhalten von daher ihr Gewicht. Ohne den geweihten (und damit von den Laien abgehoben) Priester kann in der Pfarrei nichts Entscheidendes passieren<sup>9</sup>.

Pointiert hat Kardinal Lorscheider die aus einem solchen Pastoralkonzept resultierenden Einstellungen umrissen: «Die Pfarrei wurde als eine Struktur konzipiert, die den Glauben erhalten und schützen sollte, mitten unter einer katholischen Bevölkerung mit markant ländlichen Zügen. Es ist unmöglich, ihr einen missionarischen (und diakonischen, N. M.) Impuls zu geben. Es sind die der Pfarrei angehörenden Christen selbst, die das verhindern. Sie wollen ihren Pfarrer nicht zugunsten von anderen abgeben, die ihn vielleicht nötiger hätten. Sie erlauben ihm also nicht, den 99 verlorenen Schafen nachzugehen, und helfen ihm auch nicht bei dieser Suche. Sie wollen nur eins: den eigenen Aufenthalt im Schafgehege garantiert wissen. Ihnen ist das Dienst-Monopol des Priesters viel wichtiger als die Evangelisierung der Völker. Um jeden Preis versuchen sie, den direkten Einsatz des individuellen Priesters zugunsten jedes einzelnen Gläubigen zu sichern.»<sup>10</sup>

Das diesem Pastoralkonzept innewohnende individualistische Heilsverständnis («Rette Dei-

ne Seele!) zeitigt unmittelbare Auswirkungen für den Stellenwert, der der Diakonie beigemessen wird: Zum Aufgabenbereich des Pfarrers zählt zwar (gem. c. 468 CIC-1917) die «väterliche Sorge» um die Armen, Bedrückten und Kranken innerhalb seines Pfarrbezirks; weiterhin soll er auf die Einrichtung und Förderung der «opera caritatis, fidei et pietatis» bedacht sein (c. 469) und die Laien zur Mitsorge für die caritative Praxis anregen. Unverkennbar jedoch ist: Die Diakonie gehört nicht zum «Proprium» der Pfarrei-Pastoral, sondern ist von nachgeordneter (konsekutiver) Bedeutung; sie ist gewissermaßen ein «Bewährungsfeld» für die Gläubigen, in dem sie durch tätige Werke der Nächstenliebe die Erlangung ihres Heiles begünstigen können. Die «Empfänger» dieser caritativen Zuwendungen werden in einer Objektrolle gehalten; wie in der Gesellschaft, so sind sie auch in Pfarrei und Kirche an den Rand gedrängt, gehören nicht zum organischen Zusammenhang mit ihr.

## *II. Die Marginalisierung der Pfarrei in der Gesellschaft und die Institutionalisierung der Diakonie als «Zweitstruktur»*

Das skizzierte Pastorkonzept der «Pfarrei» muß als Folge eines gesellschaftlichen Strukturwandels begriffen werden, der eine Auflösung der dem Parochialmodell zugrundeliegenden Einheit von «Bürgergemeinde» und «Christengemeinde» mit sich brachte. Ursprünglich gewährleistete gerade dieses Modell eine lebensweltliche Verortung kirchlichen Handelns; es war in das Gesamtleben eines Gemeinwesens integriert und prägte es, wobei die Sorge für Not und Elend nicht eigenes betont werden mußte.

Im Zuge der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der vormals einheitlich strukturierten Lebenswelt entfiel jedoch eine Reihe der Voraussetzungen, denen sich das Parochialmodell verdankt. Die Pastoral hat darauf in unterschiedlicher Weise zu reagieren versucht: Zum Teil wurde versucht, die umfassende Betreuung der Kirchenmitglieder, die mit Hilfe der überkommenen parochialen Sozialform allein nicht mehr gewährleistet werden konnte, durch zusätzliche, in der Regel zielgruppenorientierte kirchliche Einrichtungen und Strukturen beizubehalten. Betroffen war davon u. a. der diakonische Bereich, der sich zu einer mehr und mehr eigenständig werdenden «Zweitstruktur» innerhalb der kirchlichen Praxis ausdifferenzierte<sup>11</sup>.

Gleichzeitig wurde das Parochialmodell nicht nur belassen; sondern ihm wurde eine pastorale Vorrangstellung eingeräumt, die zur Folge hatte, daß alles übrige kirchliche Tun auf es hingeeordnet und insofern als «Vorfeld» etikettiert wurde. Dies wird gern mit Verweis auf das Ortsprinzip kirchlichen Handelns gerechtfertigt. Nur kann das die faktisch eingetretene «Ortlosigkeit» vieler Pfarreien nicht übersehen lassen. Die einseitige geistlich-sakramentalistische Ausrichtung der Pastoral hat diese Entwicklung zusätzlich verstärkt. Sie läßt es zu, daß die Individuen ungeachtet ihrer konkreten gesellschaftlichen Bezüge seelsorglich «betreut» werden.

Im Vergleich dazu weisen viele der am Rand oder außerhalb der Pfarreien tätigen kirchlichen «Sonder»-Dienste eher unmittelbare Kontakte mit der Vielfalt heutiger Lebenswelten auf. Dies gilt insbesondere für weite Bereiche der Diakonie, die tagtäglich mit den unterschiedlichsten materiellen und seelischen Nöten von Menschen, die überwiegend in den Pfarreien nicht antreffbar sind, in Berührung kommen. Hier spielt sich kirchliches Tun konkret «vor Ort» ab. Allerdings ist es solange, wie die pastoralen Denkmuster dem herkömmlichen Pfarrei-Konzept verhaftet sind, unmöglich, die hier sich ereignenden Prozesse der individuellen Zuwendung und Solidarisation in ihrer theologischen und ekklesiologischen Relevanz zu würdigen. Für die Beteiligten verbinden sich gleichwohl damit häufig nachhaltige Erfahrungen dessen, was Gemeinde in der Nachfolge Jesu heißt, auch wenn sie das nicht unbedingt explizit zu thematisieren vermögen.

Von daher ist es auch nicht verwunderlich, daß es in der Diakonie Engagierten häufig schwer fällt, in den landläufigen Pfarreien Fuß zu fassen, weil sie sich darin nicht mit ihren eigenen Erfahrungen wiederzufinden vermögen. Auf diese Weise droht der gesellschaftlichen Ortlosigkeit der Pfarrei eine ekklesiale Ortlosigkeit der Diakonie zu korrespondieren.

## *III. Gemeindegewerdung als Praxis diakonischer Solidarität*

Diesem unheilvollen Auseinanderdriften kann nur begegnet werden durch die Erinnerung daran, daß die Zusammengehörigkeit von Gemeinde und Diakonie seit ihren Anfängen als eines der zentralen Merkmale christlicher Praxis gilt. So war es beispielsweise für Ignatius von Antiochien

offensichtlich kein Problem, «*agápe*» und «*ek-klesía*» als synonyme Begriffe zu verwenden: «Es grüßt euch die *agápe* von Smyrna und Ephesus», schreibt er an die Gemeinde von Tralles (13,1). «Agape» soll hier die in gegenseitiger Unterstützung manifest werdende Solidarität zum Ausdruck bringen, die die Gemeinden untereinander verbindet und zugleich Kennzeichen jeder einzelnen Gemeinde ist<sup>12</sup>. Solche «*agápe*» gebiert, wie es auch in anderen frühen christlichen Schriften eindrucksvoll bezeugt wird, «eine *koinonía*», ein Gemeinschaftsleben, in dem alle an den gleichen Gütern teilhaben<sup>13</sup>. Von daher läßt sich sagen, daß Diakonisch-werden und Gemeindegeworden werden zwei Seiten desselben Vorgangs sind und sich gegenseitig bedingen: Wo in selbstlosem Tun Gottes Liebe unter den Menschen bezeugt und mitgeteilt wird, dort entsteht Gemeinde Jesu Christi.

«Gemeinde («*koinonía*») zeigt sich also darin, daß und insoweit mit dem diakonischen Tun eine Veränderung bzw. Umkehrung der gewohnten Denk- und Handlungsmuster einhergeht und es zu neuen Weisen des Miteinander-Umgehens kommt; z. B.:

► daß Not und Leid nicht mehr verdrängt oder verharmlost werden, sondern ihre konkrete Realität wahrgenommen und auf sie zugegangen wird;

► daß die eigenen Verstrickungen darin nicht heruntergespielt, sondern eingestanden, daß aber auch ihre gesellschaftlich bedingten Ursachen aufgedeckt und offen angeprangert werden;

► daß für die gering Geachteten Partei ergriffen und dafür eigene Geringachtung in Kauf genommen wird;

► daß die üblichen Rollenfixierungen von Helfer und Hilfebedürftigen durchbrochen werden;

► daß alles daran gesetzt wird, die Begabungen und Fähigkeiten der «Kleinen», die gern abgeschrieben werden, zu entdecken, zu fördern und zum Zuge kommen zu lassen;

► daß der «Gotteskomplex», alles heilen zu wollen und zu können, aufgegeben wird, um frei zu werden für die Einsicht in die Vorläufigkeit der eigenen Anstrengungen;

► daß Situationen, in denen nach menschlichem Ermessen «nichts» mehr zu machen ist, nicht ausgewichen wird, sondern man sie gemeinsam mit den Betroffenen «aushält».

Diakonie erstreckt sich also auf mehr als auf mildtätige Hilfestellungen, die gelegentlich aus

irgendwelchen religiösen Gesinnungen heraus gegeben werden. Sie meint eine – von der Verheißung der in Christus geeinten Menschheit inspirierte – Praxis der «Solidarisierung», die Menschen über Unterschiede und Grenzen hinweg zusammenführt, sie zur Verantwortlichkeit gegenüber anderen ermutigt und zum gemeinsamen Teilen mit ihnen befähigt<sup>14</sup>.

In einer solchen Praxis – wie fragmentarisch auch immer sie gelingt – erfährt das grundlegende christliche Bekenntnis «Ich glaube, daß Gott dich liebt» seine elementare und tätige Umsetzung. Sie lebt aus der Erinnerung an die Liebe Gottes, wie sie in seiner selbstlosen Entäußerung in Christus Jesus offenbar geworden ist, und aus der Hoffnung auf die Durchsetzungskraft dieser Liebe; sonst bliebe sie unerfüllbarer Anspruch. Sie ist diese Liebe darstellende und nicht herstellende Praxis<sup>15</sup>.

Ihren dichtesten Ausdruck findet diese Praxis in der gemeinsamen Feier des Mahles des Herrn, in dem die von ihm verheißene und eröffnete Tischgemeinschaft mit allen erinnert und antizipiert wird. Wo dieses nicht in der leibhaften Gegenwart der Geringsten und Ausgestoßenen und in der sichtbaren *koinonía* mit ihnen seinen Ausdruck findet, kann nach 1 Kor 11 nicht von einer gültigen eucharistischen Mahlfeier gesprochen werden – ein Verdikt, das bezüglich jener nicht selten antreffbaren heilsindividualistisch motivierten und sakramentalistisch ausgerichteten Kultpraxis an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt<sup>16</sup>.

#### IV. Diakonisierung der Gemeinde – Gemeindegewerdung der Diakonie

Ohne Diakonie gibt es also keine Gemeinde in der Nachfolge Jesu, bestenfalls Pfarreien, für die der Verweis auf die vielfältige caritative Tätigkeit der Kirche und deren finanzielle Unterstützung nur zu leicht als Alibi für ihre eigene «fromme Selbstgenügsamkeit» erhalten muß. Umgekehrt droht einer ekklesial ortlos werdenden Diakonie, daß sie sich immer stärker von der Eigengesetzlichkeit eines sozialstaatlich geförderten Dienstleistungsunternehmens leiten läßt.

Erforderlich ist darum jener doppelte Lern- und Transformationsprozeß, wie ihn J. Moltmann treffend mit den Stichworten «Diakonisierung der Gemeinde» (a) und «Gemeindegewerdung der Diakonie» (b) umschrieben hat<sup>17</sup>:

a) Das Parochialmodell bringt grundsätzlich den Vorteil mit sich, daß das kirchliche Handeln auf die anderweitig vorgegebenen Lebenszusammenhänge innerhalb eines bestimmten gesellschaftlichen Nahbereichs bezogen bleibt. Sich der damit verbundenen Verantwortung für dieses Gemeinwesen bewußt zu werden, wird allerdings verhindert, solange die Pastoral in der herkömmlichen Weise individualistisch ausgerichtet bleibt. «Diakonisierung der Gemeinde» bedeutet darum eine entschlossene Abkehr von einem solchen Konzept. Die Aufmerksamkeit gilt dann nicht mehr einem auf eine abstrakte Innerlichkeit reduzierten Individuum, sondern der im gegebenen Umfeld antreffbaren leiblichen Not, seelischen Bedrängnis und sozialen Ungerechtigkeit, in denen einzelne oder Gruppen gehalten werden.

Kristallisationspunkte für einen solchen Prozeß sind gerade jene Gruppen, die innerhalb der etablierten Pfarreien eher ein Randdasein fristen – Gruppen, die sich auf eine Praxis diakonischer Solidarität verpflichtet haben und sie zu verwirklichen versuchen. Sie nicht länger an den «Rand» abzuschieben, sondern sie in ihrer unverzichtbaren gemeindekonstituierenden Funktion zur Geltung kommen zu lassen, auch wenn aufgrund ihres teilweise «unbequemen» Engagements damit häufig Konflikte verbunden sind, ist ein unerläßlicher erster Schritt zu einem entsprechenden Neuansatz, der Gemeinde und Diakonie in ihrer wechselseitigen Verschränkung ernst – und von daher den jeweiligen gesellschaftlichen Nahbereich als Herausforderung für ein entsprechendes praktisches Engagement wahrnimmt<sup>18</sup>.

b) Diese wechselseitige Verschränkung gilt je-

doch nicht bloß auf der Ebene der kirchlichen Ortsgemeinde. Angesichts der Vielfalt der Gesichter von Leid und Not in einer unübersichtlich gewordenen Gesellschaft ist eine überörtlich organisierte und differenziert strukturierte kirchliche Diakonie, die auch über die erforderliche professionelle Kompetenz verfügt, um etwa bestimmte Hilfeleistungen verantwortlich erbringen oder auf strukturelle Fehlentwicklungen aufmerksam machen zu können, unabdingbar. Vielfach ist es jedoch hier – parallel zum vorherrschenden Konzept der «Versorgungspastoral» – zu einer «Betreuungsdiakonie» gekommen. «Gemeinewerdung der Diakonie» erinnert demgegenüber an den «unaufgebbaren Selbstanspruch in aller kirchlich verantworteten sozialen Arbeit, daß nämlich die Dimension der Gemeinde in jede Praxis von Heilen, Trösten und Begleiten von allem Anfang an hineingehört, und zwar zum Wohle hilfebedürftiger Menschen, zum Wohle der Helfer, zum Wohle einer wachsenden Solidarität von Hilfebedürftigen und Helfern»<sup>19</sup>. «Gemeinewerdung» heißt nicht, daß zusätzliche, als «kirchlich» etikettierte Veranstaltungen innerhalb der Diakonie organisiert werden. Sondern gemeint ist, daß im Ansatz der jeweiligen diakonischen Arbeit bewußter wird, daß in ihr für alle Beteiligten Gemeinde («*koinonía*») erfahrbar wird, sofern sie sich als eine «Gemeinschaft der in Christus Angenommenen und Annehmenden (vgl. Röm 15,7)» zu begreifen lernen, «in der Schwache und Starke, Gesunde und Kranke, Nichtbehinderte und Behinderte miteinander leben und sich gegenseitig mit der Gabe dienen, die sie empfangen haben (vgl. 1 Petr 4,10)»<sup>20</sup>.

<sup>1</sup> Vgl. entsprechende Literaturübersichten bei H. Theurich, Gemeindediakonie: Handbuch der Praktischen Theologie. Bd. 3 (Gütersloh 1983) 497–511, hier 509f, sowie H. Steinkamp, Diakonie – Kennzeichen der Gemeinde (Freiburg i. B. 1985) 117–124.

<sup>2</sup> Vgl. dazu den Beitrag von G. Baum in diesem Heft.

<sup>3</sup> Vgl. dazu den Beitrag von J. Degen in diesem Heft.

<sup>4</sup> P. Philippi, Diaconia. Über die soziale Dimension kirchlicher Verantwortung (Neukirchen-Vluyn 1984) 38; vgl. ebd., 20–29. 37–48.

<sup>5</sup> J. Bommer, Lernort Gemeinde: Gemeinde lernen im Glauben: KatBl 108 (1983) 114–121, hier: 116. Vgl. auch P. M. Zulehner, «Denn Du kommst unserem Tun mit Deiner Gnade zuvor ...» (Düsseldorf 1984), bes. 32f; R. Sauer,

Evangelisierung statt Sakramentalisierung: W. Eckermann u. a. (Hgg.), Sakramente – Heilszeichen für das Leben der Welt (Cloppenburg 1987) 159–174, bes. 160–164.

<sup>6</sup> Seinen verbindlichen Niederschlag hat es im CIC-1917, bes. cc. 465–470 gefunden.

<sup>7</sup> Vgl. P. M. Zulehner, aaO. 34f.

<sup>8</sup> Vgl. J. B. Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft (Mainz 1977), bes. 29ff. 57ff.

<sup>9</sup> Vgl. auch L. Boff, Kirche: Charisma und Macht (Düsseldorf 1985) 18f.

<sup>10</sup> A. Lorscheider, Die Pfarrei: Weltkirche 5 (1985) 23f.

<sup>11</sup> Vgl. H. Steinkamp, aaO. 43ff.

<sup>12</sup> Vgl. J. Comblin, Das Bild vom Menschen (Düsseldorf 1987) 21f.

<sup>13</sup> AaO. 21.

<sup>14</sup> Vgl. J. Wanke, Der Weg der Kirche: B. Kresing (Hg.), Für die Vielen (Paderborn 1984) 256–270, bes. 266f.

<sup>15</sup> Vgl. Th. Pröpfer, Erlösungsglaube und Freiheitsgeschichte (München 1985), bes. 106ff.

<sup>16</sup> Vgl. M. Barth, Das Mahl des Herrn (Neukirchen-Vluyn 1987), bes. 107ff.

<sup>17</sup> Vgl. J. Moltmann, Diakonie im Horizont des Reiches Gottes (Neukirchen-Vluyn 1984) 36.

<sup>18</sup> Vgl. hierzu ausführlicher J. Moltmann, aaO. bes. 22–41. 52–73. Vgl. auch F. Kamphaus, «Die Wahrheit in Liebe tun». Zum Stellenwert der Caritas in der Gemeinde: P. Nordhues u. a. (Hgg.), Handbuch der Caritasarbeit (Paderborn 1986) 513–525; R. Weth, Diakonie: Chr. Bäumler/N. Mette (Hgg.), Gemeindepraxis in Grundbegriffen (München/Düsseldorf 1987) 116–126; H. Steinkamp, aaO.; H. Theurich, aaO.

<sup>19</sup> J. Degen, Diakonische Kompetenz der Gemeinde vor

Ort (unveröffentl. Manuskript) 17.

<sup>20</sup> R. Weth, aaO. 121f.

## NORBERT METTE

1946 in Barkausen/Porta (BRD) geboren. Studium der Theologie und Sozialwissenschaften: Dr. theol.; seit 1984 Professor für Praktische Theologie an der Universität-Gesamthochschule Paderborn. Verheiratet; 3 Kinder. Mitglied des Direktionskomitees von CONCILIUM. Zahlreiche Veröffentlichungen zu pastoraltheologischen und religionspädagogischen Themen; u. a.: Voraussetzungen christlicher Elementarerziehung (Düsseldorf 1983); Kirche auf dem Weg ins Jahr 2000 (gem. mit M. Blasberg-Kuhnke, Düsseldorf 1986; Gemeindepraxis in Grundbegriffen (hg. mit Chr. Bäumler, München / Düsseldorf 1987). Anschrift: Liebigweg 11a, D-4400 Münster.

Elisabeth Schüssler Fiorenza

### «Der Dienst an den Tischen»

Eine kritische feministisch-theologische Überlegung zum Thema Diakonie

Das griechische Wort *diakonía* bedeutet wörtlich «Dienst bei Tisch», wird aber für gewöhnlich einfach mit «Dienst» übersetzt<sup>1</sup>. Wir können zwei unterschiedliche Bedeutungen in der neutestamentlichen Verwendung der Wortgruppe *diakonía/diakonos/diakoneîn* unterscheiden, die für die spätere Theologie paradigmatisch geworden sind: In einem religiös-spiritualisierten Sinn bezeichnet die Wortgruppe ein Ehrenamt, einen Menschen, der im Dienst Gottes oder der Götter, einer Stadt oder eines Gemeinwesens steht, oder auch im Dienst großer Ideen oder Ideale. Wenn die Wortgruppe im Neuen Testament in diesem Sinne verwendet wird, dient sie zur Kennzeichnung christlicher Prediger und Missionare wie Paulus oder Phoebe als beauftragter und Botschafter Gottes.

In seinem ursprünglichen Sinn bezeichnet das Wort jedoch einen wirklichen materiellen Dienst, wie z. B. Dienst bei Tisch und andere niedere Dienste. Der «Diener» oder die «Dienerin» hatte eine niedere gesellschaftliche Stellung, war abhängig von seinen/ihren Herren oder Herrinnen und hatte keinen Anspruch auf besondere Achtung. Dennoch ist «Dienst» – ungeachtet der abwertenden gesellschaftlichen Nebenbedeutungen seines ursprünglichen Sinnes – zum Schlüsselsymbol der Wiederbelebung einer «Dienst-Ekklesiologie» mit fortschreitender Aufladung durch tiefere Bedeutungsgehalte geworden. Versuche feministischer Theologinnen und Theologen, dieses biblische Symbol angesichts der überzeugenden feministischen Kritik an der kulturell-politischen Funktionalisierung dieses Symbols zur Unterdrückung der Frauen zu retten, teilen die Annahme einer solchen «Dienst-Ekklesiologie», daß der sich selbst aufopfernde «Dienst» zur wesentlichen Mitte christlicher Identität und christlicher Gemeinschaft gehöre.

#### *Dienst-Ekklesiologie und Amt der Frauen*

Seit den frühen sechziger Jahren ist das Bild der dienenden Kirche immer mehr beherrschend geworden in den progressiven römisch-katholischen und protestantischen Ekklesiologien und